

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 3

Artikel: Die Krokodile dürfen nicht ausgerottet werden
Autor: Boller, Freddy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

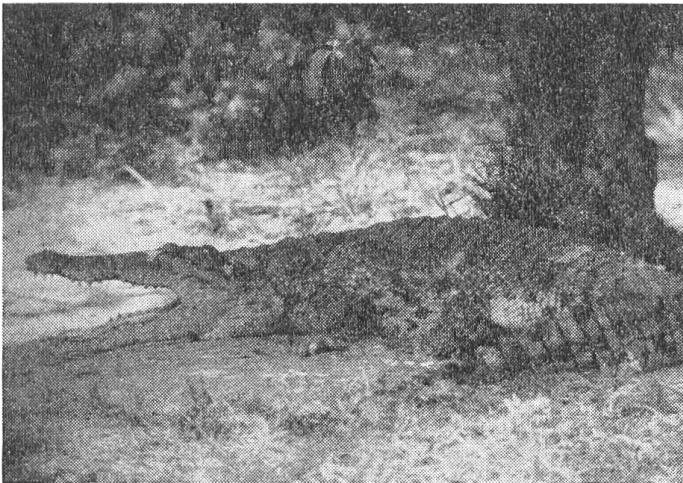
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Krokodile dürfen nicht ausgerottet werden

Photo Emil Schulthess

Eine Diskussion mit Freddy Boller

In der Oktober-Nummer haben wir unter dem Titel «Die Hölle der Krokodile» Auszüge aus dem seither im Schweizer Spiegel Verlag erschienen gleichnamigen Buch von Freddy Boller veröffentlicht. Daraufhin sind nun zwölf kritische Stimmen zugegangen. Wir publizieren im folgenden die markantesten Stellen aus diesen Briefen. Red.

Lieber Schweizer Spiegel,

Was hat Dich bewogen, diese schreckliche Krokodilsgeschichte von Freddy Boller zu verlegen und dazu noch als «wahnsinnig» spannend und lehrreich anzupreisen?

Scheint es Dir noch zeitgemäß, wenn Boller mit dem Abschuß von 4000 Krokodilen prahlt, selbst wenn diese Tiere nach seiner Feststellung gleichzeitig «verbrecherisch» und geduldig sind?

Du hast doch auch schon vom World Wild Life Fund gehört oder vielleicht «Serengeti darf nicht sterben» gelesen?

Oder findest Du etwa die sprachliche Form besonders lehrreich? Diese unbeholfenen, halb mundartlichen Sätze wirkten in einem Schüleraufsatz erheiternd. Daß sie aber der Schweizer Spiegel, diese gute und typisch schweizerische Zeitschrift abdruckt, ist unverständlich.

Frau Ph. L.-M. in W.

Daß sich der Schweizer Spiegel dazu hergibt, einem Massenmörder seinen Raum zur Verfügung zu stellen, erstaunt mich sehr. Pfui Teufel, wie kann sich

jemand rühmen, über 4000 Lebewesen getötet zu haben, nur aus reiner Lust am Töten und als Gegensatz zur «entseelenden Arbeit auf der Bank». Morden muß offenbar für Boller «seligmachend» sein. Schade, daß auf Seite 20 seine Hand doch noch gerettet werden konnte!

Prof. M. W. in B.

... in einer Zeit, da in jeder Schulkasse und sogar in Warenhäusern für den Schutz der gefährdeten Wildtiere gesammelt wird. Wir bemühen uns, unsere Kinder zur Tierliebe und Achtung vor der Kreatur zu erziehen.

Das, was der Autor in seinem Artikel zynisch eine vollkommene Arbeit nennt, nämlich das Abschlachten von viertausend Krokodilen, ist weder Sport noch spannende Unterhaltung. Die hohen Preise für die Häute dieser Tiere haben in andern Teilen Afrikas diese Tierart so gefährdet, daß Schutzmaßnahmen nötig sind, um auch dieser Art eine Chance zum Überleben zu geben. Auch das wehrhafteste Tier ist einem Gegner, der mit automatischen Waffen, Scheinwerfern etc. ausgerüstet ist, hilflos ausgeliefert.

Der Schweizer Spiegel wirbt seit jeher für den Natur- und Heimatschutzgedanken. Reichen diese edlen Ziele aber nur bis zum eigenen Gartenhag?

Frau L. V. in Ch.

Ich bin unangenehm berührt von der Ehrfurchtslosigkeit, mit der Boller vorgeht und schreibt gegen «Bestien», die ihm nichts zuleide getan haben. Peinlich die Prahlerei mit den 4000 (!) so bestialisch ohne Not zu Tode gequälten Tieren. Unangemessen, wenn solche Jägerei unter schweizerischem Namen und mit dem so guten Siegel Ihres Verlages geschieht. Wir haben vom Land des Roten Kreuzes aus den Begriff «Humanität» auch auf die Tiere auszudehnen.

Pfr. W. T. in K.

Wenn Ihr Held schreibt, das Tier finde seinen Tod eigentlich nur bei Unfällen, dann übersieht er offenbar das uralte Naturgesetz vom Gleichgewicht in der Natur. Ich bin zwar kein Krokodil-Kenner, aber auch hier wird wie bei allen anderen Tierarten die Natur für Feinde gesorgt haben, die bei nicht durch Schlächter gestörtem Gleichgewicht für einen natürlichen Abgang der Krokodile sorgen.

Während Jahrzehnten haben tüchtige Kolonialisten dafür gesorgt, daß die unterentwickelten Gebiete mit einem «Höchstertrag» ausgebeutet wurden, Mineralien, Arbeitskräfte usw. Daß ein Mann im Jahr 1964 so schreiben kann, zeigt, daß er einzuordnen ist in die Galerie der illustren Tierschlächter, die es mit bewunderungswürdiger Energie fertiggebracht haben, die Tierwelt in Afrika und anderswo um des «Höchstertrages» willen zu dezimieren.

Dem Tier wird offenbar keine Schönheit, seinem Lebensverband keine Würdigung, seiner Aufgabe keine Bedeutung zugemessen. Es ist dazu da, sein Leder dem Krokodilmetzger Boller zu dessen leiblicher und seelischer Erbauung anzubieten. In den Klatschsälen von Leopoldville kommt ein Mann seines Formates ja unmöglich auf die Rechnung, also Hölle «für» die Krokodile! R. D.-St. in Th.

Wenn man auch den persönlichen Mut dieses Krokodil-Töters anerkennen muß, so fragt man sich doch, warum Tiere herhalten müssen, um Mut zu beweisen? Gäbe es nicht tausend andere, nützliche Gelegenheiten dazu? Ganz besonders unbegreiflich ist dieses Quälen und Vernichten der Kreatur, weil man immer wieder lesen kann, wie durch Eingebo-

rene – des Geldes wegen – die Tiere Afrikas derart schändlich gejagt werden, daß man deren Ausrottung befürchtet.

M. R. in Z.

Sahen da letzthin meine Frau und ich den Farbfilm «Mein Freund, die Bestie» aus der Inselwelt von Polynesien, wo die Eingeborenen fast ausschließlich vom Fischfang leben, der immer wieder von Haifischen gestört wird. Einem Knaben tut ein junger, ins Netz geratener Haifisch leid. Er befreit ihn und zieht ihn mit einem Teil seines Fischfangs auf. Der «Hundefisch», wie er auf Italienisch heißt, wird so zahm, daß der Bub mit ihm unter Wasser tauchen und spielen kann und er keinem Menschen etwas zuleide tut.

Sie werden sagen, daß da ziemlich viel Jäger- bzw. Fischerlatein hineingelegt wurde. Kann sein. Trotzdem ist es ein sympathischer Film, läßt uns schön gewachsene Menschen erblicken, die auf den von Kokospalmen gesäumten Korallenriffen ein paradiesisches Leben führen. Vergleiche ich damit Ihren Artikel, so frage ich mich, ob dem Krokodil, das Elefanten fängt, nicht ebensoviel «Jägerlatein» angedichtet worden ist. Es tönt nach einer Mission, wenn der Verfasser von Tausenden schöner Krokodile erzählt, die er erlegt habe.

Wenn man dies doch den Eingeborenen überlassen würde! Die sorgen ohnehin dafür, daß die Krokodile zurückgehen und dafür die Raubfische zunehmen, welche die Edelfische vertilgen – ich entnehme dies einem afrikanischen Tierfilm über ein Reservat. Immer glaubt der Mensch, den Haushalt der Natur korrigieren zu müssen, meist mit negativem Resultat. Würden die Krokodile ganz ausgerottet, so könnten die Jäger keine dito Eier mehr braten und Whisky dazu saufen.

Eine noch schlimmere Sache ist es allerdings, wenn ein noch junges Krokodil in der ausgetrockneten Vitrine einer exotischen Bar in einer Schweizer Stadt gehalten und elektrisch angestrahlt wird.

Der Verfasser beklagt sich wohl mit Recht darüber, wie seine geistlosen Kameraden das Wochenende in Léopoldville zubringen. Es wird aber niemand maßlose Großtierjagd irgend einer Art als europäische Entwicklungshilfe bezeichnen wollen.

Darum hoffe ich, daß Herr Freddy Boller sich Ihren ausgezeichneten Artikel «Entwicklungshilfe nach Maß» zu Gemüte führen wird, der uns in begeisternder Weise in das unterentwickelte Griechen-

land führt. Wieviel wäre doch hierin in Afrika zu tun!

F. L. in R.

Wie dichtete doch Schiller: «Jedoch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn.» Ich höre Unkenrufe: «Nur ein gräßliches Krokodil!» Leidet aber nicht auch diese stumme Kreatur?

Durch den ganzen Bericht zieht sich übrigens wie ein roter Faden das Gefühl einer unendlichen Überlegenheit des weißen Mannes. Die überschüssige Energie dieses schweizerischen Abenteurers könnte einer besseren Sache dienstbar gemacht werden. Wie wäre es, wenn er, statt der kostspieligen Freizeitbeschäftigung des massenweisen Krokodiltötens zu frönen, auch nur *einem* schwarzen Menschen aus der Not hülfe? Am meisten würde das einen großen Europäer freuen, der Afrika nicht als Jagdrevier betrachtet, sondern uns allen ein leuchtendes Beispiel seines Helferwillens gibt: Albert Schweitzer.

E. Sch. in Z.

Die Antworten des Autors

Im ganzen Gebiet der französischen Sprache sind nach Erscheinen meines Buches bei Flammarion in Paris Ende 1963 und nach vielen Artikeln in großen Zeitschriften und Zeitungen weniger und nicht annähernd so scharfe Kritiken an meine Adresse laut geworden als allein im Schweizer Spiegel. Nun, das spricht für diese Zeitschrift – für die starke innere Beteiligung ihrer Leser wie auch für ihre wache ethische Haltung.

Diese zweite Feststellung aus meiner Feder wird wohl manche Leser überraschen. Doch sie ist aufrichtig. Ich habe schon im Buch selber geschrieben: «Wenn man heute von der Kritik getadelt werden kann, weil man eine Anzahl Krokodile erlegt hat, so möchte ich dies als einen erfreulichen, den Menschen ehrenden Beweis dafür ansehen, daß der barbarische Zerstörungstrieb sich abschwächt. Einen Beweis dafür, daß der Mensch sich von den Reichtümern Rechenschaft abzulegen beginnt, die auf unserer Erde leben ...

Ich stoße einen Alarmruf aus und bitte die Fachwelt, etwas zu unternehmen, um die großen Dickhäuter und Raubtiere Afrikas zu schützen und zu retten! Die Elefanten, Giraffen, Rhinocerosse usw., sie laufen wirklich Gefahr, bald ausgerottet zu wer-

den. Ihrer gibt es nur noch einige Zehntausende, und sie sind von einer ganz anderen Verletzlichkeit als die Krokodile, deren es auf der Welt noch Millionen geben dürfte.»

Das Gleichgewicht der Natur

Ich unterstütze auch aus Überzeugung die Ansicht, wonach die heutigen Tierarten erhalten bleiben sollen und ihnen genug Lebensraum gelassen werden muß. Dazu habe ich in meinem Buch geschrieben:

Trotz Gefährlichkeit der Krokodile «wäre ich der erste, der es bedauern würde, wenn wirklich die eine oder andere Krokodilart ausgerottet würde. Eine solche Ausrottung bedeutet immer einen Verlust. Ja, ich bin auch ein Anhänger aller Bestrebungen, die sich gegen eine so weitgehende Verminde rung des Bestandes einer Tierart richten, daß daraus schwerwiegende Folgen für das Gleichgewicht der Natur entstehen.

Aber dieser Punkt wurde zumindest für den Niloticus und den Cataphractus in Afrika ganz bestimmt nicht erreicht und wird es nach menschlichem Er messen noch sehr lange nicht sein. Im Kongo und den anliegenden Ländern gibt es eine halbe Million Ströme, Flüsse und Flüßchen und zudem Hundert tausende von Quadratmetern ruhender Wasserflächen. Man müßte sich auf diesen Gewässern 25 Jahre lang ununterbrochen mit der Geschwindigkeit der Strömung fortbewegen, um sie alle zu durchfahren. Und alle diese Flußläufe – einige davon sind bis zu 40 km breit und die meisten überschwemmen sechs Monate im Jahr kilometerweit den Urwald – sind geradezu übervölkert von Krokodilen. Nur wer jahrelang diese Gegenden befahren hat, kann das Gigantische dieser Welt erfassen, in der die Krokodile ihren Unterschlupf haben. Die Natur scheint ihnen so viel Sicherheit für die kommenden Jahrhunderte zu bieten wie der Gipfel des Mont Blanc seinem ewigen Schnee.

Ein Krokodil lebt etwa fünfmal so lang wie ein Elefant. Dessen Weibchen gebiert, wenn alles gut geht, alle drei Jahre ein Junges. Das Krokodil legt im Durchschnitt rund 60 Eier im Jahr. Man kann sich kaum ausrechnen, wieviel junge Krokodile das Tageslicht erblicken während des Lebens ihrer Mutter. Andrerseits waren die viertausend Häute, die ich mit meinem Kameraden gewonnen habe, mit denen, die Stany noch erjagen konnte, die letzten,

die meines Wissens bisher aus diesem riesigen Gebiet exportiert wurden.»

«Es geht mir übrigens nicht um eine Theorie. Ich möchte nur begründen, weshalb ich in der Krokodiljagd dort, wo es von diesen Tieren wimmelt, nichts Unrechtes sehen kann. Aus der Zusammenstellung und Gegenüberstellung der Erfahrungen ergeben sich erst die wahren Tatbestände. Ich rede von dem, was ich kennengelernt habe, und beuge mich vor jedem, der etwas besser weiß.»

Weiße und Schwarze

Mein Verhältnis zu den Bantu-Negern und anderen Einheimischen war stets ausgezeichnet. Ich bin bisher eher für meine positive Einstellung ihnen gegenüber kritisiert worden. Allerdings habe ich nicht die Theorie derer befolgt, die den Ton angaben bei der allzu frühen Verleihung der Unabhängigkeit an dieses arme Land, das seither, von inneren Kämpfen zerrissen, in primitivste Zustände zurückgefallen ist. Dazu möchte ich noch folgende Buchstellen zitieren:

«Im Januar 1959 brachen in Léopoldville Unruhen aus, die sich eine Zeitlang auch auf den Unteren Kongo ausbreiteten. Zum erstenmal wurde die kongolesische Erde zum Feind des Weißen Mannes, aber nicht aus Rassenhaß, denn diese Erscheinung habe ich im Kongo nie angetroffen. Es gab lediglich Streitigkeiten unter den Stämmen, einen latenten Haß, den die Anwesenheit der Europäer etwas gedämpft hatte. Natürlich gab es in Afrika eine gewisse Diskriminierung zwischen Schwarzen und Weißen, so daß es für jene, welche dieses Land in Stücke zu reißen suchten – und denen dies gelungen ist – sehr leicht war, Ressentiments hervorzurufen, die im Ausland fabriziert worden waren und bei den Schwarzen und Weißen nicht bestanden hatten, welche Seite an Seite lebten und sich aneinander gewöhnt hatten. Die Diskriminierung, die übrigens offen zutage lag, war, ich kann das aufrichtig beteuern, nur sozialer Natur, wie man sie überall in der Welt antrifft.

Wie viele Leute, die überhaupt noch nie im Kongo gewesen sind und die nicht einmal wissen, wo man Léopoldville auf der Landkarte findet, habe ich sagen hören, daß die Europäer die Kongolesen nicht in ihre Lokale ließen. Welch dumme Täuschung oder welch böse Verfälschung! Tatsache ist,

daß man auch mich in Léopoldville in europäische Lokale verschiedentlich nicht hineinließ, bloß weil ich keine Krawatte oder keine Jacke trug! Ich habe fünf Tage in einer Stadt im Busch verbracht: Banningville, wo zweihundert Europäer lebten. Ich kam gerade aus dem Urwald zurück und war auf der Durchreise; ich hatte keinen anständigen Anzug bei mir. Man hätte mich vielleicht nicht gerade hinausgeworfen, doch wäre es unpassend gewesen, so in den Club in Banningville zu gehen. Übrigens hatten die Kongolesen überhaupt keine Lust, in den Lokalen der Europäer zu verkehren. Ein Whisky kostete dort eine Summe, die einem Dollar entspricht, und sie hätten sich schrecklich gelangweilt. In ihren unzähligen Bars erhielten sie für den gleichen Betrag mindestens drei Flaschen Bier, und zudem amüsierten sie sich köstlich (ich auch). Nach der Unabhängigkeit hat man nicht einmal einen Sturm auf Lokale erlebt, die für die Schwarzen früher tabu waren. Unter den Besuchern der Kinos für Europäer waren nachher auch nicht mehr als zwei bis drei Prozent Kongolesen, ganz einfach deshalb, weil Dary Cowl einen Kongolesen nicht zum Lachen bringt, „Mon Oncle“ auch nicht und in „Les Tricheurs“ nichts ist, was er verstünde.

Ich war nicht der einzige, der dem Sohn eines Bedienten Pate war, und ich war auch nicht der einzige, der die Frau des Boys und noch viele andere Schwarze zu sich nach Hause einlud. Alle haben wir den Kongolesen weit mehr gegeben, als wir unsren weißen Mitmenschen in Europa hätten geben können oder wollen.

Was leider gefehlt hat, damit man sich von außen hätte Rechenschaft geben können über den Geist, der die Europäer im Kongo beseelte, das waren spektakuläre Beziehungen zwischen diesen und echten kongolesischen Gesprächspartnern. Als nun alles, was von den Europäern kam, als Lug und Trug hingestellt wurde, gab es noch niemanden, der die 14 Millionen Kongolesen wirklich vertreten hätte; auf die wenigen Persönlichkeiten, die damals in Erscheinung traten, hat sich die ganze Welt gestürzt, hat sie wortwörtlich mit Drogen umnebelt und gleichsam mit verdorbener Luft aufgeblasen. Die Hauptstädte haben sich mit Hilfe von Dollars, Rubel, Yens, Getreidelieferungen und technischen Beratern diese Leute aus den Händen gerissen. Eine wahre Welle der Hysterie überflutete dieses Land. Ein großer Teil der kongolesischen Elite, die im Entste-

hen begriffen war, fiel diesem Wahnsinn zum Opfer. Das traurigste Beispiel ist das des verstorbenen Patrice Lumumba.

Wir Weiße verbrachten praktisch keinen gemeinsamen Abend, ohne daß wir uns um den Vorzug gestritten hätten, diesen oder jenen klugen, fähigen Kongolesen zu kennen. Wir verglichen sie immer mit weniger kompetenten Europäern. Es handelt sich da nicht nur um Einzelfälle.

In der Zeit, da sich die Ereignisse im Kongo überstürzten, hat es diese junge, schwarze Elite, die unsere Verbündete war, genau wie wir gemacht: sie hat den Nacken gebeugt. Sie war zuhause, deshalb ist sie dort geblieben. Aus mannigfachen Gründen konnten die meisten Europäer nichts Besseres tun, als abzureisen oder – falls sie blieben – ein trauriges Leben zu führen. Von den 14 Millionen Kongolesen haben 13 500 000 nichts von alledem verstanden, was vor sich ging; sie hatten sich auch keinen Augenblick vorgestellt, daß der Europäer durch die Unabhängigkeit in Schwierigkeiten geraten könnte. Sie hätten gerne weitere, noch reichere Europäer kommen sehen, die das Land noch mehr genutzt, ihnen mehr Arbeit verschafft hätten. Auf den Tausenden von Kilometern, die ich im Busch zurücklegte, nichts als unglückliche Gesichter und überall dieselbe Frage: „Warum denn?“ Die Leute stehen in Scharen da: „Weißer, weißt du nicht, wo mein ‚patron‘ ist?“ Überall unvorstellbare Niedergeschlagenheit.»

«Mir, der ich Tausende von Kilometern durch den Busch gekommen bin, der 95 Prozent des Kongos ausmacht und der beinahe die Größe Europas hat, mir tat es leid um die Kongolesen, denn ich liebte sie und mußte tatenlos zusehen, wie sie ins Chaos stürzten, das sie erwartete. Ich begriff, daß man sie zu Jahren, vielleicht Generationen von Armut verurteilte, einfach weil niemand sich ihrer annahm. Alles, was ich hoffte, war, trotz allem in diesem Lande bleiben zu können, um mit den Kongolesen zusammenzuarbeiten.»

Der Bantu muß man sich annehmen!

Eine gewisse Art Paternalismus ist – jedenfalls heute noch – unvermeidlich, damit diese schwarzen Menschen ihre Tüchtigkeit vernünftig einsetzen, so schon beim Errichten eines Lagers:

«Ich schickte unsere Männer grünes Holz suchen, da ich einen Tisch zum Räuchern des Fleisches bauen wollte. Zudem sollten sie große Mengen Trockenholz bringen. Sie widersprachen. Konnte man nicht warten, bis man Fleisch hatte? Das war nun eine typische Bantu-Überlegung, wobei hinzuzufügen wäre, daß es sicherlich Bantu-Eigenschaften auch bei gewissen Europäern gibt. Das Wort ‚morgen‘ dient dem Kongolesen nur dazu, das aufzuschieben, was man heute von ihm verlangt: es heißt so viel wie ‚später‘ oder wenn möglich ‚überhaupt nie‘. Morgen bringt Vergessen. Ihnen ist die Arbeitswut des Weißen, der immer etwas tun muß, das man ihm gar nicht aufgetragen hat und das auch nicht so dringend ist, unverständlich. Dies ist das gewaltige Hindernis, auf das die europäische Zivilisation stößt: man vergißt leicht, daß gerade wegen dieser Einstellung der Neger alle unsere Bemühungen oft zu keinem Ergebnis, zu keinem Nutzen führen. Das allein rechtfertigt es schon, sich der Afrikaner wie ein strenger Vater anzunehmen, jedenfalls sofern man es für vorteilhaft ansieht, über die Stufe ‚Trinken, Schlafen und Essen‘ hinauszugelangen. Und so versuchte ich also als gräßlicher Paternalist und gemeiner Kolonialist meinen Leuten den Vorteil klarzumachen, den es bot, wenn schon heute alles bereit wäre, damit der Tisch das Fleisch empfangen und das Feuer mit Holz genährt werden könnte.»

Allerdings: «Ich glaube, daß gewissen Europäern im Kongo nur das geschah, was sie verdient haben. Zu bedauern ist, daß alle dafür bezahlen mußten. Wenn ich mich manchmal auch über gewisse langweilige Kongolesen sehr kritisch auslasse, bin ich doch noch viel wütender auf jene Europäer, die es so weit gebracht haben, daß man die Anwesenheit des

Kenner fahren DKW!




**Ich fühle mich so wohl,
wie schon lange nicht mehr**

seitdem ich eine Nicosolvens-Kur gemacht habe.
Welche Erleichterung, nicht mehr Sklave der
Zigarette zu sein und zu wissen, dass der Körper
nikotinentgiftet ist. Dank

NICOSOLVENS

bin ich in 3 Tagen Nichtraucher geworden.
Bekannt und bewährt seit 30 Jahren
Verlangen Sie kostenlose Aufklärung durch
Medicalia, Casima (Tessin)

Weißen in Afrika als eine schwärende Eiterbeule ansah. Wenn man bedenkt, daß die Weißen nur ein Hundertfünfzigstel der Bevölkerung des Kongo ausmachen, so bedeutet das, daß jede einzelne unserer Handlungen dort Folgeerscheinungen gezeitigt hat, deren Kenntnis sich über das ganze Land verbreitete. Und da die Missetaten immer mehr Beachtung finden als die guten Werke, muß zugegeben werden, daß wir das Schiff, auf dem wir Weiße uns im Kongo befanden, teilweise selbst versenkt haben.»

Der Dank der Einheimischen

Immer wieder habe ich auch den überschwänglichen Dank der Schwarzen erfahren, wenn ich ein besonders gefährliches Krokodil tötete. So verharrete zum Beispiel der Dorfälteste von Takundi in militärischer Haltung, als ich mit einem Krokodil heimkehrte, das die Bewohner der Gegend merkwürdigerweise «Diabolo» nannten.

«Der Dorfälteste eröffnete mir: „Weißen Mann, du hast Diabolo getötet; du hast uns von diesem bösen Tier befreit, das unsern Fluß unsicher machte. Weißen Mann, Diabolo hat meine Frau und mein Kind, das sie auf dem Rücken trug, gefressen.“

„Wann hat er das getan?“

„Im Jahre 1935, an dem Tag, da die Königin Astrid der Belgier mit ihrem ‚Camion‘ starb.“ (Für Neger bedeutet ‚Camion‘ ebenfalls Auto.) „Ja, Patron, sie saß auf dem Einbaum und reinigte Fische am Ufer des Flusses; sie kam mit ihrem älteren Bruder vom Fischfang zurück; sie waren zusammen zur Sandbank gefahren, die gegenüber Diabolas ‚Dorf‘ liegt. Plötzlich ist er gekommen, ohne daß sie ihn sah, hat ihr mit dem Schwanz einen Schlag versetzt und sie dann mit dem Kind fortgeschleppt; ihr großer Bruder hat alles gesehen, ist aber davongelaufen.“

„Aber woher weißt du, daß es Diabolo ist, den ich getötet habe?“

„Ah, Patron, er ist es; wir kennen ihn seit langem; er war hier seit Zambi (Gott) unsere ‚mokili‘ (Erde) gemacht hat, immer im gleichen Dorf (er meinte damit ‚am gleichen Ort‘). Auch die Nilpferde sind gegen ihn aufgebracht, und oft am Abend hören wir ihre Weibchen, die vor Wut aufschreien, wenn sie ihn zu nahe bei ihren Kindern antreffen. Seit ich Häuptling bin, geht niemand

mehr dorthin fischen, weil Diabolo (Teufel) da ist und auf uns wartet. Danke, Patron, danke, du bist ein guter Weißen. Du kommst schon lange zu uns, um die ngandu zu töten, und du bist stärker als der Teufel.»

Und stets wurden wir von den Einheimischen mit Geschenken überhäuft, wenn wir einen solchen bösen Feind erlegt hatten, der sie seit altersher geplagt hatte.

Verdient habe ich übrigens durch den Verkauf der Häute während der ganzen Zeit, da ich Krokodile jagte, nicht mehr als meinen Lebensunterhalt und das nötige Geld für meine Ausrüstung. Am Schluß hatte ich nicht mehr Geld als vorher. Mit einer letzten Buchstelle möchte ich schließen:

«Ich will mich nicht als Wohltäter der Menschheit aufspielen, weil ich diese gefährlichen Tiere tötete. Ich möchte aber auch nicht, daß man mir

aus Unkenntnis der Tatsachen vorwirft, systematisch einen Teil dieses Lebens zu zerstören, aus dem unsere Welt besteht, wo in der Tat jeder ein Recht auf einen Platz an der Sonne haben soll.»

Ein Wort unseres Verlages

Wir hatten eigentlich erwartet, daß die in der Oktober-Nummer publizierten Buchausschnitte noch mehr Kritiker auf den Plan rufen würden. Die Auswahl war ein wenig herausfordernd vorgenommen worden. Bei der ersten Lektüre des Buches waren wir zunächst auch etwas skeptisch. Aber je länger wir lasen, desto mehr schien uns, daß man an das Tun und Lassen eines Krokodiljägers andere Maßstäbe anlegen muß.

Wir haben dann Freddy Boller darauf aufmerksam gemacht, daß in großen Teilen Südamerikas die

GÜBELIN

Dreidimensional versetzte Stäbchen und Plättchen aus verschiedenen gearbeitetem Gold. Zwanzig glitzernde Brillanten – ein typischer Gübelin-Klip.

Luzern/Zürich/Genève/St. Moritz/Paris/New York

Ref. 43 C – 6187-26

Krokodile offenbar erbarmungslos ausgerottet worden seien und deshalb die gefährlichen Piranha-Fische sich leichter vermehren konnten. Darauf antwortete er, daß sich in Zentralafrika bisher seines Wissens keine solchen negativen Folgen eines Rückgangs der Krokodile gezeigt hätten. Er stehe übrigens in besten Beziehungen zum World Wildlife Fund und habe auch mit Zoologischen Gärten zusammengearbeitet.

Andererseits ist eben Boller ein typischer Abenteurer und ein leidenschaftlicher Jäger. Man begegnet auch bei uns Menschen, die von der Jagd beseessen sind, und es nützt nichts, von dieser Erscheinung keine Notiz zu nehmen. Manche sind ihren Mitmenschen gegenüber rücksichtsvoller als solche, die es schade finden, daß «ein solcher Mörder seine Hand retten konnte». Der Kampf des Mannes gegen das Tier, wie ihn Boller führte, entspricht einem ganz ursprünglichen Erlebnis des Menschen, und auch früher waren dabei die Chancen des homo sapiens größer als die des Widersachers. Abermillionen solcher Kämpfe gehörten dazu, daß wir alle heute auf der Welt sind.

In unserem Fall kommt hinzu, daß alle Weißen, die als Krokodiljäger Boller begegneten, seither umgekommen sind. Man muß sich wohl in eine Wut gegen diese Tiere hineinsteigern, wenn man die Kraft bewahren will, sich immer wieder dieser Gefahr auszusetzen.

Boller hat offenbar in Wirklichkeit die Krokodile keineswegs besonders grausam behandelt. Daß man sich gegen sie oft noch wehren muß, wenn sie bereits tödlich getroffen sind, scheint Tatsache zu sein, wie uns mehrfach bestätigt wurde. Wenn man ihnen dann den Schädel einschlägt, so verkürzt es ihre Agonie und ihre Leiden, sofern sie noch solche verspüren.

Wer Boller als «Schlächter» bezeichnet, müßte folgerichtig auch alle Angestellten von Schlachthöfen verurteilen, ebenso die Bauern, die ihre Kühe dahin schicken. Hier kommt ja noch dazu, daß die meisten ihre Tiere lieben und diese es schon auf

dem ganzen Transport zu spüren scheinen, daß es nun bald mit ihnen aus sein wird. Gut, es gibt Menschen, die daher kein Fleisch essen. Aber von uns anderen hat wohl keiner ein Recht, auf Boller einen Stein zu werfen. Auch dem Haifisch in «Mein Freund, die Bestie» werden die kleinen Fische zum Fraß vorgeworfen. Man muß die Realitäten sehen, wie sie sind.

Allmählich wird man wohl auch in Afrika andere Methoden finden müssen, um sich der Krokodile zu erwehren und gleichzeitig die Arten zu erhalten. Gerade diesem Anliegen nützt aber die rücksichtslose Offenheit, die Boller auch zu seinen eigenen Ungunsten zeigt, sicher mehr als falsche Sentimentalität oder als die Verschwiegenheit, mit der andere Tierarten wirklich ausgerottet werden und mit der anscheinend in Madagaskar große Betriebe auf mechanische Weise riesige Mengen von Krokodilen einfangen und töten.

Was schließlich die Sprache anbelangt, so übernehmen wir dafür gerne die Verantwortung. Eine nicht allzu geschliffene Tonart entspricht doch gerade dem Charakter eines solchen Buches. Es war im Deutschen zudem nicht möglich, die Art des französischen Textes ohne mundartliche Färbungen wiederzugeben. Die Übersetzung wurde in dieser Hinsicht sogar besonders überarbeitet. Sprache ist kein Schema, sondern etwas Lebendiges, das sich dem Thema anpassen muß. Und die angemessene Verwendung mundartlicher Wendungen ist eine Bereicherung. Das haben die größten Dichter bezeugt – wobei nur hinzuzufügen ist, daß bei einem echten Abenteurerbericht eine sogenannte «gehobene» Sprache nicht einmal am Platz wäre.

Nachdem der Verfasser heute die Krokodiljagd aufgegeben und – soviel uns bekannt ist – auch keinen weiteren Nachfolger gefunden hat, bedeuten übrigens diese Erlebnisse vielleicht einen letzten Höhepunkt der wilden Krokodiljagd im großen Stil. Er hat diese zugleich zu letzter Perfektion entwickelt. Um so interessanter ist sein Buch auch als Zeitdokument.

D. R.

Ihre Gaststätte für gluschtige Spezialitäten:
Restaurant zur SAFFRAN, ZÜRICH
 Andreas Sulser, Zunftwirt

